



V O R R E D E.

Es scheint in der That sonderbar, daß die Dichtkunst, die Schwester und Freundin jeder Wissenschaft und jedes Guten, nicht nur bey solchen, denen der Geruch der Rose und das Lied der Nachtigallen zuwider ist, nein, auch bey weisen und aufgeklärten Männern des Alterthums, Anklage und Widerspruch gefunden habe. Was Plato den Dichtern in seiner Republik zgedacht, ist hinlänglich bekannt; nicht viel gelinder urtheilt Cicero, und der gartgetische Weise war kein sonderlicher Freund der Dichter, so wie sein feuriger Schüler Lukrez selbst öfter gegen sie geeifert hat. Die Ursache war, daß diese Männer ein

System von Mäßigung und Leidenschaftlosigkeit in das Leben einzuführen gedachten, welchem die Moral der Dichter, besonders in ihren Fabeln, oft entgegen zu seyn schien, und das sie vielleicht selbst den Reitz ihrer Kunst zu sehr fühlten, als das sie nicht ihren Einfluss auf die Gemüther hätten befürchten sollen. Sie klagten deshalb die Dichter an, das sie sich zu gefällig gegen den Aberglauben und die Vorurtheile der Menge bezeigten, ihre Leidenschaften, statt sie zu bekämpfen, zu unterstützen suchten, indem sie Helden und Götter selbst mit menschlichen Schwachheiten darstellten.

Was jene Dichter dagegen einwenden konnten, ist klar. Sie konnten sagen: unsre Pflicht ist die Menschen zu schildern, nicht wie sie seyn sollten, sondern wie sie wirklich sind, und wie wir sie finden; und, indem wir sie selbst mit Gebrechen oder im Übermase ihrer Leidenschaft darstellen, verhindern wir dabey nicht, das nicht die Folgen hiervon sichtbar würden; und auf diese Weise suchen wir das Gemüth zur gehörigen Achtsamkeit auf

sich selbst zu bringen, und die Menschen zu den Schranken der Vernunft zurückzuführen,

Etwas beschwerlicher möchte nun freylich der Fall seyn, wenn wir einen Dichter zu vertheidigen hätten, der, bloß erotischen Inhalts, die Leidenschaft gleichsam selbst zum Gegenstande seiner Bewunderung und Verschönerung gemacht hat. Was könnte ein solcher wohl sprechen, wenn er vor jenes Tribunal der Weisheit und Mäßigung gefodert würde, und die Vertheidigung seiner Muse übernehmen sollte? — Ich bin ein Mensch, würde er ohne Zweifel sagen, und als solcher trifft und rührt mich, was Menschen rührt. Die göttliche Gabe der Dichtkunst hat mich gelehrt, das geistreicher auszusprechen und blühender hinzustellen, was bey euch nur alltäglich und gemein ist. Wie kann das zu tadeln seyn, wozu Natur uns selbst anführt; und was ist glänzender in der Natur selbst, als Schönheit und Liebe? Nur der Hauch des Dichters, der sie beyde begeistert singt, mag sich ihnen an Anmuth und Zierde vergleichen. Und wie könnt ihr

unsre geistigen Scherze verdammen? Sind sie es nicht, die selbst eurem Leben, Anmuth, Erholung und Zierde verleihen müssen? Fragt darüber die ausgezeichnetsten Männer des Alterthums. Fragt euren Plinius, einen Mann von strengen und heiligen Sitten, der selbst Consul war, und unter die ersten seiner Zeit gehörte. *) Er wird euch sagen, dafs er selbst dergleichen Scherze verfertiget, dafs er sich derselben nicht schäme, und er wird euch Nahmen nennen, worüber ihr erstaunen werdet, die eben dergleichen getrieben. Werdet ihr euch nicht wundern, wenn ihr unter diesen die Tulliusse hört, die Brutusse, die Scävolas, die Torquaten sammt und sonders, den Annäus Seneca, *divus* Julius, *divus* Augustus, *divus* Nerva, J. Cäsar? Vom Nero will er nichts sagen, obgleich eine Sache dadurch nicht schlimmer würde, wenn sie auch ein böser treibt; aber den Publ. Virgilius, den Corn. Nepos, den Accius und Ennius fügt er noch hinzu; Männer, die zwar keine Senatoren gewesen, aber nichts desto minder ein diesem Stande

*) Plinius Briefe, fünften Buches dritter Brief.

würdiges Leben geführt. Alle diese führt er an, als Verfasser dergleichen Scherze, oder *versiculos*, wie er sie nennt; und nun setzt er hinzu: ich treibe wohl mehreres, was manchem nicht gar zu ernsthaft scheinen möchte; ich gehe in die Schauspiele, sehe die Pantomimen, lese lyrische Dichter, und verstehe auch wohl diejenigen, die nicht gar zu genau in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit geblieben sind. Kurz, sagt er zuletzt, ich lache, spiele, scherze; und, mit wenigem alles zu sagen, — ich bin ein Mensch! —

So weit Plinius, und der durch ihn sich vertheidigende Dichter. Da hier nicht von dergleichen *versiculis* die Rede ist, sondern von wahren Werken der Poesie, so liefse sich noch mehr zur Vertheidigung des Dichters anbringen, der den Gefühlen seines Herzens und seiner Phantasie gefolgt ist. Ein Gott, sagt er, ist es, der uns treibt. Dieser hat seinen Sitz in unserm Herzen; denn aus ihm kommen alle die Gefühle, die wir Götter nennen, und die uns als solche begeistern. Liebe und Schönheit, Lust und

Schmerz, Muth und Tapferkeit, Bewunderung des Himmlichen und Irdischen; das ist der Olymp, der in unserm Herzen wohnt, und aus ihm springen alle die Götter hervor, die unser Leben beseligen, und die über das sonst trübe Daseyn des Menschen Licht und Freude verbreiten. Wahre Poesie ist Bedürfnis nicht gemeiner Seelen, die Dinge zu dem Gleichmaß ihrer Gefühle zu erheben, oder sich selbst, durch Erhebung der Gefühle, den höhern Dingen gleich zu stellen. Man möchte sogar sagen, sie seye mit der Sprache selbst gleiches Ursprungs gewesen; denn gewis kein träger Sinn war es, der die Natur und Eigenschaft der Dinge bemerkte, und ihnen den Nahmen darnach gab. Bewegung und Ausruf mußten damit verbunden seyn.

Um nun auf unsern Properz zu kommen, so hat nur Mönchsmoral und Heucheley ihn von den Schulen und Kathedern ausschliessen, und dadurch die nähere Bekanntschaft mit ihm etwas entfernen können. In seinen Gedichten ist nur wenig Anstößiges, und als Dichter steht er

mit Horaz und Virgil beynahe auf derselben Linie, obgleich seine Muse, wie er selbst sagt, nur eine geringere ist. Seine Gedichte verdienen, so sehr als die vorzüglichsten Denkmale des alten Roms, ein ernstes Studium, da er überall die Empfindungen eines kraftvollen erfindungsreichen Geistes den strengen Gesetzen der Kunst untergeordnet hat. Hierin ist er dem Tibull weit vorgegangen, dessen Vers zwar gewöhnlich anmuthiger und gefälliger fließt, der sich aber mehr nur den freyen Wallungen seiner Empfindung überläßt. Ist es hingegen das Werk einer dauernden Muse, seinen Gegenstand immer unter veränderten Ansichten, mit dem größten Reichthume und Reitz der Poesie hinzustellen, und jedes Gedicht, durch Mafs und vollkommne Übereinstimmung aller seiner Theile, zu einem lebendigen Ganzen zu bilden, so verdienet gewifs unser Properz den Vorzug vor ihm, und seine Gedichte haben, als bloße Kunstwerke betrachtet, einen unvergänglichen Werth. Es scheint, dafs er im ersten, und auch noch im zweyten Buche seiner Elegieen, diese Sim-

plicität der Formen sorgfältiger beobachtet habe; vielleicht hat sich in der Folge, mit dem Bedürfnis andre und höhere Gegenstände zu besingen, seine Vorstellung der Elegie geändert, oder er hat auch derselben absichtlich einen ausgebreitern und mannigfaltigern Schwung geben wollen.

Was gegenwärtige Übersetzungen betrifft, so hatte ich schon vor mehrern Jahren versucht, den ganzen Properz in Prosa zu übersetzen. Ein Zeitpunkt, der durch seinen unglücklichen politischen Einfluß jedes Herz erschütterte, und vor jede Phantasie nur Bilder des Schreckens und Abscheus mahlte, trieb mich gelindere Gegenstände aufzusuchen, und diese Arbeit wieder vorzunehmen. Dazu reizte mich noch die eigne Vortrefflichkeit der schönen Elegieen, welche uns der erste Jahrgang der Horen gebracht hat, und die für unsre Sprache und Poesie eine neue Erscheinung machten. Sie reizten mich, die beschwerliche Aufgabe der elegischen Versart in unsrer Sprache zu unternehmen, von der sie mir die Möglichkeit zeigten. Der Pentameter ist immer unsrer Sprache unbequem, weil er, durch die

wenige Abwechslung, die wir ihm verschaffen können, und durch öftern Mangel des freyern Ausganges der letzten Hälfte, gar leicht in Mattigkeit und Monotonie verfällt.

Wie weit es mir zum Theil gelungen sey, mögen andre urtheilen; mir selbst sind die Stellen nicht verborgen, wo ich dem Zwange der Nothwendigkeit habe folgen müssen. Denn in der That, ein properzisches Distichon immer wieder in die ähnlichen teutschen Zeilen zu schliessen, ist eine Aufgabe, die zuweilen ihre Schwierigkeit hat.

Übrigens ist seit einiger Zeit viel, vielleicht zu viel, über unsre Sprache und Sylbenmasse geschrieben und geklügelt worden, als dafs es nöthig seyn sollte, noch weiter etwas hinzuzufügen; sonst könnte es scheinen, man wolle, statt den Kern zu nehmen, sich lieber mit der Schale belustigen. Einige Bemerkungen scheinen aus der Natur der Sache und des Menschen selbst zu entstehen.

Eine Sprache ist eine feste bleibende Sache. Sie ist mit der Natur des Menschen, seiner Vorstellungsart und

Empfindung innigst verknüpft, so, daß wer davon abweicht, unsre Empfindungsart gewaltsam verändert. So sehen wir, daß der grössere Theil einer Nation Abneigung bezeiget, die zuweilen in Hafs ausarten kann, bloß gegen diejenigen, die eine verschiedene Sprache von ihm sprechen. Jede Nation hat also ihre eigne Empfindungsart, durch ihre Sprache ausgedrückt; und jede Sprache hat ihren eignen Wohl laut, dem Sinn und Organe der Nation angepaßt, die sie spricht. Daher fremden Wohl laut in unsre Sprache mischen, oder solche durch gezwungene Stellungen gleichsam verzerren, äußerst widrig ist, und jederzeit für Barbarismen gelten muß.

Der Dichter dürfte dies am wenigsten wagen; denn da er für die Gefühle spricht, und dem Zuhörer den in ihm selbst verborgenen eignen Laut gleichsam nur abzulocken sucht, so beleidigt und verwirrt er sein Gefühl durch fremde und gezwungene Töne aufs gewaltigste.

Nur wenn der Dichter Gegenstände auf eine Weise singt, die ein gelehrteres Ohr erfordert, darf er Abweichun-

gen wagen; doch müssen solche nicht als Nothdurft oder Forderung erscheinen, sondern als ein Geschenk, von dem man den Gewinn sogleich gewahr wird.

Aller Vortheil scheint hauptsächlich darin zu liegen, daß man die Sprache gut spricht, das heißt, auch gut ausspricht. Hierin hat die Natur einen gewaltigen Unterschied in das Organ der Menschen selbst gelegt; und hierin ist auch am meisten Verfeinerung und Verbesserung anzubringen. Wohl gesetzte Töne, wohl gesprochen, entzücken jedes menschliche Ohr; aber am meisten in der Sprache, die uns zugehört, und durch die ein reicherer Empfindungsquell uns zuströmt.

Bey Gedichten ist dieses Studium der Aussprache am meisten zu empfehlen, da sie auf Ohr und Herz zugleich die Wirkung thun sollen. Zu dieser bessern und vollkommnern Aussprache unsrer Verse haben mehrere bereits gehörige Fingerzeige gegeben. Sie wird hauptsächlich auch darin bestehen, daß wir gleichgültigern Sylben, zur gehörigen Zeit, einen vollern Ton zu geben wissen,

vorzüglich nach gewissen Ruhepunkten, und dafs wir das Rauhe und Schwere gewisser Töne durch die Aussprache lindern. Nicht alle Härte übrigens ist Übellaut, so wie nicht immer das Weiche Wohllaut ist. Jene befördert zuweilen den Ausdruck; und was der Sprache eigen ist, muß man, wie in andern Dingen, durch Gelindigkeit zu verbessern suchen.

Wir haben durch Nachahmung der griechischen und römischen Gesang- und Versweisen gleichsam den Harnisch der Alten angezogen. Einige kleidet er, wie Waffen des Achills; andre thun sich vielleicht zu viel darauf zu gut. Möge er uns auch den Geist und die Kraft der Alten verleihen, damit eine glückliche Ära unter uns gebildet werde, und die Enge und Kleinseeligkeit entweichen möge, die noch überall den Geist unsrer Nation zu beschränken scheint.

Von den Lebensumständen unsers Dichters ist nur wenig bekannt. Er lebte unter der glänzenden Epoche des Augusts, dreyzehn Jahre jünger als Horaz, und neun Jahre

älter als Ovid. Wahrscheinlich hat er sein Alter nicht hoch gebracht. Das meiste von sich und seinem Leben hat er in der ersten Elegie des vierten Buches auf eine sehr künstliche Art angebracht. Seinen Freund Tullus, der ihn um seine Lebensumstände befragte, fertigt er, zu Ende des ersten Buches, mit einer Zeile ab, und füllt den übrigen Theil der ohnehin kleinen Elegie mit der traurigen Geschichte seines Freundes aus. Wahrscheinlich glaubte er, daß eine Erzählung der Lebensumstände noch keine Elegie mache.

Wir wollen sie hersetzen.

A N T U L L U S.

Wer ich sey, mein Geschlecht, und meine häuslichen Laren,
Fragst du, mein Tullus! Dir giebt traudere Freundschaft das Recht.
Sind dir Perusiens Leichen bekannt, des Vaterlands Gräber,
Als Italien lag unter dem schweren Geschick,

Und die römischen Bürger die Zwietracht unter sich aufrieb: —

Sey mir ewiger Schmerz, Staub des etruscischen Lands!

Hingeworfen auf dich liefst du die Leiche des Freundes

Liegen; unglücklicher deckst du die Gebeine nicht zu! —

Nahe daran schließt Umbria sich im flacheren Erdstrich;

Dieses hat mich erzeugt, reich an Gewächsen ein Land.

V. K.

A N T U L I U S

